

Benjamin Hasselhorn

# *Königstod*

*1918 und das Ende  
der Monarchie  
in Deutschland*



Benjamin Hasselhorn

*Königstod*

1918 und das Ende der  
Monarchie in Deutschland



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT  
Leipzig



**Dr. Dr. Benjamin Hasselhorn,** geboren 1986 in Göttingen, ist Historiker und Theologe. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Religionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt und kuratierte 2017 die Nationale Sonderausstellung zum Reformationsjubiläum in Wittenberg. Bei der EVA erschien von ihm zuletzt die Streitschrift: »Das Ende des Luthertums?«

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

© 2018 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Leipzig

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Cover: Fruehbeetgrafik · Thomas Puschmann, Leipzig

Coverbild: © fotolia by Adobe, Silkstock

Satz: Formenorm · Friederike Arndt, Leipzig

E-Book-Herstellung: Zeilenwert GmbH 2018

ISBN 978-3-374-05732-0

[www.eva-leipzig.de](http://www.eva-leipzig.de)

# Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Einleitung

Die letzten Tage des Kaisers

Königstod

Das Jahrhundert der Monarchie

Der Volkskaiser

Kein Siegeszug der Demokratie

Die Wiederverzauberung der Welt

Monarchie im 21. Jahrhundert

## Anmerkungen

# Einleitung: Was wäre wenn?

---

## Was wäre wenn?

Als in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1918 der Zug abfuhr, der den deutschen Kaiser Wilhelm II. vom belgischen Hauptquartier nach Holland brachte, war das Schicksal der Monarchie in Deutschland besiegelt. Ein Feigling auf dem Thron, ein Deserteur, der in der Stunde der höchsten Not das Vaterland im Stich ließ und ins neutrale Ausland floh, das war zu viel für die Deutschen – die in den Jahren der Regierung Wilhelms II. gelernt hatten, ihren Kaiser als symbolischen Repräsentanten, ja als Personifikation der Nation zu betrachten. Keine Berücksichtigung der Umstände, keine nachträgliche Erklärung der Beweggründe konnte es rechtfertigen, dass Wilhelm II. im Ernstfall versagt hatte. Die Abdankung des Kaisers, vor allem aber die sang- und klanglose Flucht führten zu einem totalen Glaubwürdigkeitsverlust der Monarchie. Der Monarch war am Ende und mit ihm die Monarchie.

Dabei hätte es Alternativen gegeben. Noch wenige Stunden vor der Flucht wollte Wilhelm auf seinem Posten ausharren, selbst wenn er von den Feinden totgeschlagen würde. Er dachte schon darüber nach, an der Spitze seines Heeres zurück nach Berlin zu marschieren und dort die Revolution niederzuwerfen. Seine Generäle erklärten ihm aber, dass die Armee nicht mehr treu zum Kaiser stehe. Einige Berater hatten daher einen anderen Plan, der heute kaum noch bekannt ist: Wilhelm II. sollte mit einem kleinen Trupp Getreuer an die Front gehen und dort den »Heldentod« sterben. Das, so die Hoffnung, würde die Monarchie vielleicht noch retten können. Denn ein Kaiser,

der sich zum Wohle des Vaterlandes opferte, würde dadurch sicher die Hochachtung und Solidarität seines Volkes und seiner Armee zurückerlangen. Hinter dem lebenden Kaiser wollten sich die Deutschen nicht mehr versammeln, aber hinter einem toten, als Held gestorbenen Kaiser hätten sie das möglicherweise getan. Mancher hoffte sogar, dass das Heer, von einem solchen symbolisch-heroischen Akt inspiriert, noch einmal alle verbliebenen Kräfte mobilisieren werde und dadurch die Front so lange werde halten können, bis die politische Führung akzeptable Bedingungen für einen Waffenstillstand ausgehandelt habe. Die anschließenden Friedensverhandlungen hätten dann mehr oder weniger auf Augenhöhe stattgefunden.

Dazu kam es aber nicht. Im entscheidenden Augenblick kniff der Kaiser, bestieg den Zug und machte sich aus dem Staub. Dieses Verhalten war mit dafür verantwortlich, dass Wilhelm II. sehr rasch als Hauptschuldiger an der militärischen und politischen Katastrophe des Jahres 1918 identifiziert wurde. War der Kaiser nicht immer schon schwach gewesen? Hatte er nicht im Juli 1914 den Krieg noch verhindern wollen, sich aber gegen die Politiker und Militärs nicht durchsetzen können? Und hatte er umgekehrt nicht das Deutsche Reich überhaupt erst durch seine unkluge, wankelmütige, zwischen Schwäche und Auftrumpfen hin und her schwankende Politik in diesen Krieg hineingeführt? Hatte er nicht 1890, kaum zwei Jahre auf dem Thron, seinen Reichskanzler Bismarck entlassen und damit denjenigen fortgejagt, der für eine stabile, den Frieden sichernde Außenpolitik gesorgt hatte? Und hatte er nicht schon bald danach das Bündnis mit Russland aufgekündigt und mit der Aufrüstung der deutschen Flotte Großbritannien gegen sich aufgebracht? Hatte er nicht zudem sinistere Gestalten als Vertraute um sich versammelt, die einen ungünstigen Einfluss auf ihn ausübten? Hatte er nicht die Sozialdemokratie mit aller Gewalt unterdrückt und versucht, eine autokratische

Herrschaft zu errichten, für die er sogar ein in der Reichsverfassung gar nicht vorgesehenes Gottesgnadentum in Anspruch nahm? Und hatte er nicht in seinem Größenwahn tatsächlich von langer Hand einen großen europäischen Krieg vorbereitet? Hatte er nicht zum Beispiel schon in tiefen Friedenszeiten die Messer gewetzt, als er 1900 in Bremerhaven seine martialische »Hunnenrede« hielt? Hatte er dadurch nicht den anderen europäischen Großmächten letztlich keine Wahl gelassen als sich gegen Deutschland und Österreich zu verbünden? Der Fall schien klar und scheint es bis heute: Wilhelm II. war ein Versager auf dem Thron, der Deutschland und Europa ins Unglück stürzte.

Wagen wir aber einmal ein Gedankenspiel: Was wäre gewesen, wenn der Kaiser im November 1918 nicht geflohen wäre? Wenn er die Abdankung verweigert hätte? Wenn er tatsächlich auf diejenigen Berater gehört hätte, die ihm den Königstod an der Front empfahlen? Wenn die Monarchie nicht so sang- und klang- und vor allem nicht kampflös untergegangen wäre? Hätte man sich dann nicht mit großer Wahrscheinlichkeit an einen ganz anderen Wilhelm II. erinnert? An einen Kaiser, der als junger Mann den Thron bestieg und das deutsche Kaiserreich zu einem modernen, aufstrebenden Staat machte? Der die technische Modernisierung vorantrieb und Deutschland im Wettbewerb der Industrienationen an die erste Stelle führte? Der ein Förderer von Kunst und Wissenschaft war, unter dessen Herrschaft ein Universitätswesen entstand, um das die Deutschen von aller Welt beneidet wurden? Der sich um die Integration derjenigen gesellschaftlichen Gruppen besonders bemühte, die im »Heiligen Evangelischen Reich deutscher Nation«<sup>1</sup> bislang außen vor geblieben waren, vor allem Arbeiter, Katholiken und Juden? Der freundlich, zugewandt und vielseitig interessiert war – und überdies viel intelligenter als sein Vetter Nikolaus und

viel gewinnender als seine Großmutter Victoria, die auf dem russischen beziehungsweise dem britischen Thron saßen? Der sich immer ehrlich um die Wahrung des Friedens in Europa bemüht hatte? Und der schließlich, als im Sommer 1914 der Krieg unausweichlich war, das erlösende, die allgemeine Stimmung treffende Wort sprach: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche«<sup>2</sup>?

Es wird vielleicht nicht jeder dieses Gedankenspiel mitmachen wollen. Aber ist es so abwegig, das Ende der Monarchie in Deutschland einmal nicht nur zu feiern, sondern auch daran zu erinnern, was dadurch verlorenging? Denn die Zeit, die in Europa nach dem 9. November 1918 anbrach, war alles andere als eine Blütezeit. Die demokratische Republik, die 1919 in Deutschland gegründet wurde, hielt gerade einmal vierzehn Jahre. Zu den Faktoren, die dafür verantwortlich sind, gehört auch, dass ein großer Teil des Volkes die parlamentarische Demokratie als ein von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs aufgezwungenes System ablehnte. Ähnliches gilt für Österreich, dessen monarchische Staatsform ebenfalls infolge der Niederlage im Ersten Weltkrieg abgeschafft wurde. Italien und Spanien wurden zu Beginn der 1920er Jahre Diktaturen, Russland war dies schon während des Krieges geworden. Und auch in der parlamentarischen Monarchie Großbritannien und der Republik Frankreich waren in der Zwischenkriegszeit große Teile der politischen und intellektuellen Eliten von der Schwäche der Demokratie überzeugt und befürworteten stattdessen die neuen, auf das Charisma des »Führers« setzenden Formen der Diktatur. Das, was dem Sturz der Monarchie in Deutschland unmittelbar folgte, bot also keinerlei Grund, übermäßig zufrieden zu sein.

Hat also der Erste Weltkrieg, die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«<sup>3</sup>, möglicherweise nicht nur der deutschen Monarchie, sondern auch der Geschichte Europas

insgesamt einen entscheidenden Schlag versetzt? War der Erste Weltkrieg vielleicht der »falsche Krieg«, wie der schottische Historiker Niall Ferguson meint? Falsch, weil er alles andere als unvermeidlich war und man ihn in jedem Fall besser vermieden hätte, falsch aber auch, weil Großbritannien sich niemals am Krieg hätte beteiligen dürfen? Und falsch schließlich, weil die falsche Seite ihn gewonnen hat: »Wäre der Erste Weltkrieg nie ausgefochten worden, dann hätte die Konsequenz schlimmstenfalls so etwas wie ein erster kalter Krieg sein können, in dem die fünf Großmächte weiterhin große Streitkräfte unterhielten, ohne jedoch ihr eigenes nachhaltiges ökonomisches Wachstum zu bedrohen. Wenn man andererseits einen Krieg geführt hätte, aber ohne Beteiligung Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, dann hätten die siegreichen Deutschen wohl acht Jahrzehnte vor der Zeit eine Version der Europäischen Union geschaffen.«<sup>4</sup>

Vor allem deutsche Historiker mögen solche »Was wäre wenn«-Gedankenspiele nicht. Denn sie führen in den heiklen Bereich der kontrafaktischen Geschichte, wo alternative historische Abläufe diskutiert werden. Das passt nicht zum Selbstverständnis des Historikers, ein »rückwärts gekehrter Prophet«<sup>5</sup> zu sein, also genau erklären zu können, wieso etwas so gekommen ist, wie es gekommen ist, ja wieso es genau so kommen *musste*. Lange Zeit war unter Historikern beispielsweise die Auffassung verbreitet, Deutschland habe in der Moderne einen »Sonderweg« eingeschlagen, habe sich vom Rest Europas abgesondert, sei weniger liberal, weniger sozial, weniger demokratisch, eben weniger »modern« gewesen als England oder Frankreich, und dieser Sonderweg sei dafür verantwortlich, dass Deutschland die Welt in zwei katastrophale Weltkriege gestürzt habe. »From Luther to Hitler«<sup>6</sup> lautete der Titel eines in den USA um 1945 verbreiteten Buches, und selbst diejenigen, die nicht bereit

waren, die Wurzel des deutschen Übels schon in der Reformation zu erblicken, hatten doch nichts einzuwenden gegen die Auffassung, dass das deutsche Kaiserreich eine Unglücksepisode gewesen sei und der Weg dann eben nicht von Luther, sondern von Bismarck oder zumindest von Wilhelm II. zu Hitler führe.

Aber solche Vorstellungen ignorieren, dass Geschichte ein offener Prozess ist. Man tut einer Epoche Unrecht, wenn man sie nur danach beurteilt, was ihr folgte, und wenn man dabei ignoriert, dass es immer auch anders hätte kommen können. Gerade das wäre doch eine wichtige Aufgabe des Historikers: »der Vergangenheit wiedergeben, was sie einmal hatte, was jede Zeit und auch unsere Gegenwart hat, nämlich eine offene Zukunft«.<sup>7</sup>

Dieses Buch möchte der deutschen Monarchie von 1918 die offene Zukunft zurückgeben. Es fragt nach dem Ende der Monarchie in Deutschland und nach der Bedeutung der Monarchie in der Moderne. Die aktuelle Monarchieforschung ist nämlich geeignet, neues Verständnis für ihren Gegenstand zu wecken. Sie hat längst aufgehört, die Monarchie als überlebte, anachronistische, vormoderne Institution zu verstehen. Sie hat vielmehr gezeigt, wie erstaunlich wandlungs- und anpassungsfähig die Monarchie in Europa im 19. und 20. Jahrhundert gewesen ist. Im 19. Jahrhundert suchten die meisten Monarchen ihre Aufgabe erfolgreich darin, ihre Nation symbolisch zu repräsentieren. Im 20. Jahrhundert konnte die Monarchie in denjenigen Staaten, die sie sich bewahrt hatten, Kontinuität und Tradition sicherstellen. Für das 21. Jahrhundert scheint dasselbe zu gelten, und die Monarchie erfreut sich dort, wo sie noch existiert, eher zunehmender Beliebtheit.

Dies ist Grund genug, einmal die letzte Monarchie in Deutschland und ihr Ende genauer unter die Lupe zu nehmen. Es zeigt sich dann, dass das deutsche Kaiserreich

keineswegs der Schurkenstaat gewesen ist, als den ihn so viele Historiker gesehen haben. Es zeigt sich dann außerdem, dass das Ende der Monarchie in Deutschland keineswegs zwangsläufig war. Und dass es sehr voreilig wäre, dieses Ende einfach zu bejubeln. Eher scheint es, als seien Staaten wie Dänemark und Schweden, Norwegen und Großbritannien, Spanien und die Niederlande um ihre intakten Monarchien zu beneiden, die ihnen in der Gegenwart und für die Zukunft mehr Vorteile bieten als erwartet.

Moment! Will hier wirklich ein Historiker im 21. Jahrhundert eine Rückkehr Deutschlands zur Monarchie empfehlen? Nein, das nicht. Aber deutlich werden soll in diesem Buch doch, dass die Monarchie nicht einfach zu den Themen gehört, die heutzutage nur noch in Boulevardmagazinen behandelt werden sollten und jedenfalls nicht ernst genommen werden müssten. Jahrzehntlang hat man hierzulande keinen Sinn gehabt für den Wert von Repräsentation und Tradition. Das war ein Fehler. Ein Fehler, der behoben gehört. Um dies in Angriff zu nehmen, muss man nicht gleich zum Monarchisten werden, zumal die Wiederherstellung einer verlorenen Monarchie nahezu aussichtslos ist, selbst dann, wenn man diese wünschen sollte. Aber trotzdem kann man mit gutem Grund bedauern, dass die deutsche Monarchie 1918 verlorenging, und trotzdem kann man von den noch bestehenden und funktionierenden Monarchien einiges lernen – zum Beispiel, wie in der Demokratie die notwendige Repräsentation, die notwendige traditionale Verankerung und die notwendige hierarchische Ordnung geschaffen und erhalten werden können. Diese Dinge sind im 21. Jahrhundert nicht etwa von vorgestern, sondern sie sind hochaktuell und werden angesichts zunehmender Zersetzungsphänomene der liberalen Demokratien westlicher Prägung sogar immer wichtiger.

Dieses Buch lädt daher dazu ein, einen frischen, unvoreingenommenen Blick auf die letzte deutsche Monarchie zu werfen – und damit auch auf die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts.

# Die letzten Tage des Kaisers

---

## Kein Königstod

Als schon alles vorbei war, im Februar 1919, veröffentlichte Wilhelm Groener in der »Kreuzzeitung« einen Artikel über die letzten Tage der Monarchie. Groener war kurz vor Kriegsende als Nachfolger Erich Ludendorffs in die Oberste Heeresleitung eingesetzt worden. In seinem Artikel vertrat er die Auffassung, dass ein freiwilliger Opfertod des Kaisers bei Kriegsende die Monarchie hätte retten können.<sup>8</sup> Groener hatte dafür im November 1918 einen konkreten Plan entwickelt: Am 8. November sollte eine kleine Freiwilligentruppe unter Führung des Kaisers einen Angriff starten, bei dem Wilhelm fallen würde.<sup>9</sup> Allerdings ist unwahrscheinlich, dass dieser Plan dem Kaiser überhaupt vorgetragen wurde. Groener schien zu zögern, weil er als württembergischer – nicht preußischer – General der Falsche schien, um einen solchen Vorschlag zu unterbreiten. Wilhelms Generaladjutant, Generaloberst von Plessen, bat außerdem darum, den Plan aufzugeben, weil es unverantwortlich sei, den Kaiser in Lebensgefahr zu bringen.

Es gab aber noch eine zweite Initiative zum Königstod, und die dürfte bis an das kaiserliche Ohr gedrungen sein: Der ehemalige Reichskanzler Georg Michaelis hatte zusammen mit einer ganzen Reihe pommerscher Adliger im Oktober 1918 eine Konferenz über die politische Lage abgehalten, bei der auch über die Möglichkeit des Königstodes gesprochen wurde.<sup>10</sup> Michaelis erhoffte sich mit einem Tod des Kaisers an der Front nicht nur eine Rettung der Monarchie, sondern auch eine Solidaritätswelle mit dem Kaiser, eine neue

Kampfbereitschaft und somit ein innenpolitisches und militärisches Durchhalten bis zur Aushandlung akzeptabler Waffenstillstandsbedingungen. Michaelis sprach am 28. Oktober bei der Kaiserin vor und empfahl eine Abdankung des Kaisers, leitete aber über die Oberhofmeisterin auch die darüber hinausgehende Bitte an die Kaiserin weiter, der Kaiser solle an der Front fallen.<sup>11</sup> Beim anschließenden Mittagessen unterrichtete die Oberhofmeisterin den Kaiser anscheinend von dem Plan; jedenfalls brach Wilhelm II. das Gespräch abrupt ab.<sup>12</sup>

Die Idee des eigenen Opfergangs scheint den Kaiser in den letzten Tagen der Monarchie existentiell beschäftigt zu haben. Als am Abend des 9. November bereits alles für die kaiserliche Flucht nach Holland organisiert und die Abdankung in seinem Namen bereits erfolgt war, wehrte er sich gegen das Bevorstehende noch einmal mit den Worten: »Und wenn mir auch nur einige mit den Herren meiner Umgebung treu bleiben, mit ihnen kämpfe ich dann bis zum Äußersten, und wenn wir auch alle totgeschlagen werden - vor dem Tode habe ich keine Angst! Nein, ich bleibe hier!«<sup>13</sup> Im Rückblick hat der Kaiser den Königstod zwar mit dem Hinweis auf dessen Nutzlosigkeit abgelehnt und auf seine christliche Überzeugung verwiesen, die einen Selbstmord ausschliesse. Die Vorstellung vom Opfergang aber wirkte bei ihm weiter, da er nun nicht die Königstod-Option, sondern gerade seine Flucht ins holländische Exil als einen solchen deutete.<sup>14</sup>

Der aus der Jugendbewegung kommende Schriftsteller Hans Blüher, der den Kaiser im Exil besuchte, fügte in seinen eigenen Erinnerungen dieser Erklärung noch hinzu, dass nur das Überleben dem Kaiser die Möglichkeit bot, selbst Rechenschaft über das eigene Tun abzulegen. Feige sei Wilhelm II. sicher nicht gewesen, aber zum Selbstmord unfähig, und zwar aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur sowie seines christlichen Glaubens. Da ein Abrücken von

seiner religiösen Überzeugung für Wilhelm II. unmöglich war, so Blüher, musste er zwangsläufig die Erwartung eines Königstodes an der Front enttäuschen: »Man erwartete ein heidnisches Tun, und das wäre der Lage in der Tat mehr gerecht gewesen.«<sup>15</sup>

Viele Historiker sind dagegen der Meinung, die von Wilhelm II. und seinem Gefolge erwogenen alternativen Handlungsoptionen im November 1918 seien Ausdruck von »Realitätsverlust«<sup>16</sup>, und das gelte besonders für den Königstod. Aber wieso eigentlich? Schließlich hatte Wilhelm II. in Friedenszeiten nach Kräften eine Erwartungshaltung befördert, die einen solchen Schritt im äußersten Fall tatsächlich nahelegte. Sein vielfach vorgetragener Anspruch, ein »persönliches Regiment« zu führen und die Fäden der Politik in der eigenen Hand zu halten, sein vielbeschworenes »Säbelrasseln« in öffentlichen Reden, sein Beharren auf einem herrscherlichen Gottesgnadentum und einer damit verbundenen besonderen persönlichen Verantwortung waren eben nicht ohne Folgen geblieben. Zu den mit großem Aplomb vorgetragenen Äußerungen des Kaisers gehörten auch solche wie diejenige von 1891 bei der Verleihung neuer Feldzeichen: »Was auch immer kommen möge, wir wollen unsere Fahnen und Traditionen hochhalten, eingedenk der Worte und Taten Albrecht Achilles', welcher gesagt hat: ›Ich kenne keinen reputierlicheren Ort zu sterben als in der Mitte meiner Feinde.« Dies ist auch meine Herzensmeinung.«<sup>17</sup>

Diejenigen, die nun vom Kaiser den Königstod erwarteten, konnten sich damit außerdem nicht nur auf dessen eigene Äußerungen berufen, sondern auch auf entsprechende monarchische Traditionen, die mindestens im Falle Friedrichs des Großen, der mehrfach bekundet hatte, im Falle einer militärischen Niederlage aus Pflichtgefühl den Tod zu wählen, auch in Preußen